

Rückblick auf mein Leben

von Josef Schuster (geb. am 08.05.1923)

Vorbemerkung seines Sohnes Reinhard Schuster

Mainweg 7a
96264 Altenkunstadt
Tel. 09572/1069

Mein Vater Josef Schuster, 93 Jahre alt, geboren am 8. Mai 1923 in einer Sprachinsel in Mähren, ist seit vielen Jahrzehnten Bezieher Ihrer Heimatzeitung und mindestens seit den 70er Jahren des vorherigen Jahrhunderts Obmann der Ortsgruppe der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Untersteinach bei Kulmbach (Oberfranken).

Vor wenigen Wochen habe ich mir die Mühe gemacht, Aufzeichnungen meines Vaters zu digitalisieren. Diese sind sporadisch in den letzten 10 Jahren entstanden. Teilweise waren sie auf einem inzwischen defekten Computer gespeichert, manches war noch handschriftlich vorhanden. Die ausgedruckten Seiten habe ich gescannt und die dabei unvermeidlich entstehenden Fehler mühevoll ausgebessert. Außerdem habe ich die neuere Rechtschreibung berücksichtigt, sonst aber inhaltlich nichts verändert. Die schlichte Sprache habe ich nicht verändert, um Authentizität zu wahren.

Sicher gibt es noch viele lebende Sudetendeutsche, die auf Mitte 90 zugehen. Allerdings ist mein Vater noch geistig fit - was schon eher seltener in diesem Alter ist - und könnte Rückfragen **noch** beantworten. Meinem Vater geht es darum, dass seine Erinnerungen in irgendeiner Form für die "**Nachwelt**" erhalten bleiben. Wenn man genau zwischen den Zeilen liest, verherrlicht er in keiner Weise rückwärtsgewandt das Hitlerregime. Manches kann man sogar als "Antikriegsappell" verstehen. Er verteufelt auch nie pauschal die Russen oder andere Völker. Ein Hauch an Sozialkritik (einfacher Soldat versus Offizier) ist manchmal zu spüren. Mein Vater ist überzeugt, dass er nur wegen seiner Sprachkenntnisse auf Russisch überlebt hat. Dabei hat ihm geholfen, dass er mitten im Tschechischen in einer kleinen deutschen Sprachinsel aufgewachsen ist.

Es wird nicht mehr sehr viele Zeitzeugen geben, die beispielsweise von der Lebensweise auf dem Land in einer Sprachinsel der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts berichten können.

Ein kleines Problem möchte ich noch erwähnen: Mein Vater zitiert öfters russische Sätze aus dem Gedächtnis. Er beherrscht die kyrillische Schreibweise in keiner Weise. Er konnte zwar nach einigen Jahren im Krieg etwas russisch sprechen, aber nicht lesen. Die "russischen" Sätze sind deshalb sicher falsch geschrieben.

Reinhard Schuster

Lebenserinnerungen von Josef Schuster

Geboren bin ich in Wachtl, Teil einer kleinen Sprachinsel in der Mitte Mährens, jetzt Tschechische Republik. Das Häuschen war klein, mit Stroh gedeckt, mit einer Wohnstube und einer Kammer als Ausgedinge. Es war ein kleiner Vierkanthof mit Holzschuppen, Scheune und Stall. Mitten im geschlossenen Hof lag der Misthaufen. Über dem Misthaufen diente ein Bretterschlag als Klo. Die Eingangstüre war mit einer Holzklinke zu schließen. Entlang der Hauswand führte ein vom Dach überdeckter Gang zur Wohnstube. Im Winter mussten Stangen aufgestellt und mit Reisig behangen werden, damit es den Gang etwas vom Schnee schützte. Das Haus gehörte meiner Großmutter. Der eine Wohnraum wurde geteilt mit meiner Großmutter, Onkel, dessen Frau und Kindern, mit meiner Tante Gundi, meiner Mutter und mir. Für jede Familie war ein Bett vorhanden, welches mit bis zu fünf Personen belegt war.

Ernährt wurde ich über zwei Jahre lang mit der Muttermilch. Als diese versiegte, musste ich essen, was auch die Erwachsenen aßen. Das Essen bestand aus Ziegenmilch, und mittags gab es eine Kartoffelsuppe. Die Kartoffeln mussten genau eingeteilt werden. Knapp ein Liter Milch pro Tag musste für die große Familie reichen.

Wir mussten oft hungern. Nach dem ersten Weltkrieg herrschte große Not bei uns. Die Tschechen lebten besser, aber um unsere Bedürfnisse kümmerte sich niemand. Es gab keine Arbeit und kein Einkommen. Sozialhilfe gab es nicht. Ein Arzt stand auch nicht zur Verfügung. Krankheiten mussten mit Kräutern selbst behandelt werden. Wir waren von aller Welt verlassen. Im Dorf gab es auch Kleinbauern mit einer Kuh und auch mal einem Pferd. Zur Erntezeit konnte meine Mutter als Erntehelferin bei solchen Bauern helfen, mal eine Scheibe Brot nach Hause bringen und auf alle aufteilen.

So ging es einige Jahre, bis eine Frau Kertsch die Toledo-Stickerei einführte. Sie holte die jungen Mädchen zusammen, auch meine Mutter und brachte ihnen die Toledo-Stickerei bei. Von da an bekam auch meine Mutter mal ein Tisch Tuch zum Sticken. Für ein Tuch brauchte man zirka zwei Tage, dafür bekam sie ungefähr zwei Kronen. Dafür bekam man 1 kg Brot; das musste für die Familie eine Woche reichen. Eine weitere Einnahmequelle war das Herstellen von Strohtaschen und Strohschuhen. Diese Schuhe und Taschen mussten an den Mann gebracht werden. Meine Mutter lief bis zu 40 km von Haus zu Haus und hatte Glück, wenn sie zwei Paar Strohschuhe verkaufen konnte. Sie bekam dafür 2-3 Kronen; es reichte wieder für ein bis zwei Laibe Brot. Da sie oft mehrere Tage unterwegs war, übernachtete sie in Scheunen auf Stroh, erbettelte sich eine Suppe zum Essen, und wenn sie Glück hatte, bekam sie manchmal ein altes zerrissenes Hemd oder Hose für mich geschenkt. Um Kleider zu kaufen war kein Geld da. Es versteht sich von selbst, dass wir Kinder mithelfen und im Sommer beispielsweise Heidelbeeren und Haselnüsse pflücken mussten. Die Beeren verkauften wir - wenn möglich - an den Lehrer im Dorf, um ein paar Heller zu verdienen.

Um heizen zu können, gingen wir in den Wald und holten dürres Reisig, welches zu holen erlaubt war. In einem strengen Winter, als uns das Holz ausging und wir uns keine Suppe mehr kochen und die Stube nicht mehr heizen konnten, wohnten wir im Ausgedinge bei unserer Großmutter. Im ganzen Dorf war kein Holz zu bekommen, denn jeder brauchte sein Holz selbst. Da ging meine Mutter mit dürrtiger Kleidung, einem Umhängetuch vor dem Gesicht bei großer Kälte und Schneetreiben durch meterhohen Schnee in ein circa 4-5 km entfernte Dorf im Tschechischen.

Dort kannte sie einen Bauern, der Vorrat an Holz zuhause hatte. Meine Mutter bettelte ihn um etwas Holz an. Nach langem Bitten erbarmte er sich, lud etwas Holz auf einen Schlitten, spannte sein Pferd an und fuhr es uns nach Hause. So hatten wir wieder für kurze Zeit etwas Holz zum Heizen. Dann wurde es wieder wärmer, und wir konnten uns wieder Reisig im Wald holen.

Meine Großmutter ging im Sommer als Erntehelferin ins Tschechische, sich etwas zu verdienen, um über den Winter zu kommen. Mit 66 Jahren war sie bereits eine alte Frau. Sie erlitt einen Schlaganfall. Nach acht Tagen im Koma verstarb sie. Sie verhungerte, da ihr kein Arzt helfen konnte. Ich war damals erst 10 Jahre alt und konnte nicht einmal zum Begräbnis gehen, da ich zu Hause auf meinen zweijährigen Bruder aufpassen musste. Meine Schwester Aloisia kam mit 13 Jahren als Dienstmädchen in ein entferntes Dorf. Das hat eine Fürsorgeschwester vermittelt.

Meine Schulzeit

Mit sechs Jahren kam ich in die Schule. Meine Schulsachen bestanden aus einer selbst gefertigten Schultasche aus Stroh, einer Schiefertafel und einem Griffel. In der Schule bemühte ich mich, gut aufzupassen, soweit es der Hunger zuließ. Hausaufgaben konnte ich nur selten anfertigen, da ich ja im Sommer in den Wald gehen musste, um Beeren, Pilze und Holz zu sammeln.

So war ich nur ein mittelmäßiger Schüler. Es war eine achtklassige schöne Volksschule. Im Winter war der Schulweg sehr hart für mich. Ich trug eine kurze Hose, einen dünnen Rock, Strohschuhe, die manchmal so zerrissen waren, dass ich bei großer Kälte auch mal barfuß gehen musste. Im Trab lief ich in die Schule: Im offenen Vorraum mussten wir warten, bis die Innentür um 8 Uhr aufgesperrt wurde, um dann in die beheizten Schulzimmer zu gelangen. Bis dahin musste ich auf der Stelle treten, um nicht mit den Füßen auf dem kalten Steinboden anzufrieren. In der dritten Klasse erweiterten sich meine Schulutensilien um ein Lesebuch, ein Schreibheft, ein Rechenheft, einen Bleistift und einen Federhalter. Später kamen noch ein Rechenbuch, ein Katechismus und eine Heimatkunde dazu. Das reichte bis zum Schulschluss.

Zum Spielen hatten die Mädchen selbstgefertigte Puppen. Wir Buben spielten im Straßensand und mit Steinen. Am Straßenrand wurde mit dem Absatz im Sandboden ein Loch gedreht – geteerte Straßen gab es noch nicht - und wir spielten mit Schusserkugeln. Im Frühling gingen wir in den Wald, schnitten uns Haselnussstecken ab und machten Pfeifchen daraus. Wir kletterten auf Bäume, spielten Räuber und Gendarm, "wer fürchtet sich vor dem schwarzen Mann" und ähnliche Spiele. Es gab noch kein elektrisches Licht, nur Petroleumlampen. Durch unser Dorf führen noch keine Autos, nur Pferde und Kuhgespanne.

Wir hatten im Dorf zwei Bäcker, zwei Gemischtwarenhandlungen, Schneider, zwei Schuhmacher und fünf Gasthäuser. Das erste und einzige Auto hatte damals ein Herr namens Walter Schuster, Inhaber der Bäckerei und einer Gemischtwarenhandlung.

Mit 11 Jahren brach ich mir beim Schlittenfahren ein Bein. Kinder fuhren mich auf einem Schlitten nach Hause. Mein Schienbein und Fersenbein waren beide durchgebrochen und zersplittert. Das verletzte Bein hing vom Schlitten auf den Boden herunter und holperte auf der Straße hinterher. Ich schrie wie am Spieß. Walter Schuster fuhr mich mit seinem Auto ins Krankenhaus nach Mährisch-Trübau. Im Krankenhaus angekommen, wurde mein Bein zunächst in einer Schiene ruhiggestellt. Zuvor taumelte es nur so herum und schwoll so sehr an, dass man es nicht eingipsen konnte. Nach zirka 8 Tagen kam der Arzt und sagte: "Jetzt muss ich das Bein

eingipsen, sonst bleibst du für immer ein Krüppel." Man hielt mich fest und ein Arzt zog unten am Bein, bis die Knochen wieder aufeinander kamen. Mit den Fingern tastete der Arzt die Knochen ab, ob sie wieder richtig aufeinander passten, und er wickelte dann die Gipsbinden herum. Das alles geschah ohne Schmerzmittel und ohne Betäubung. Ich erlitt fürchterliche Schmerzen. Die Fahrt ins Krankenhaus kostete meiner Mutter viel Geld und sie musste lange arbeiten, um die Schuld bezahlen zu können. Ich blieb über 3 Monate im Krankenhaus, bis man meine Mutter verständigte, mich abzuholen. Meine Mutter bat einen bekannten Bauern aus Wachtl, mich mit einer Kutsche und einem Pferd abzuholen. Für die Fahrt verlangte er kein Geld.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich zum ersten Mal unsere Kreisstadt Mährisch-Trübau im Schönhengstgau kennen. Wir fuhren durch die Stadt, durch deutsche Dörfer, dann wieder tschechische Dörfer, bis wir wieder in Wachtl ankamen.

Man erzählt sich: Als das Dorf vor vielen hundert Jahren in dem rauen Klima entstand, brauchte es auch einen Namen. Die Dorfältesten berieten und einigten sich darauf, das Dorf nach dem Namen des Vogels, welcher als erster über das Dorf fliegt, zu benennen. Es war eine *Wachtel* und so bekam unser Dorf seinen Namen.

Da ich gleich wieder in die Schule gehen wollte, aber noch nicht laufen konnte, trug mich der Nachbarbub, der etwas älter war als ich, auf dem Rücken in die Schule. Ich hatte so viel Lernstoff in der Schule versäumt, dass ich die Klasse wiederholen musste.

Mit 12 Jahren ging ich in den Ferien mit meiner Mutter zur Erntearbeit ins Tschechische. Zirka 40 km waren an diesem Tag zurückzulegen, und auf dem Rücken trug ich meinen kleinen Bruder Leopold. Abends kamen wir bei dem Bauern an und bekamen einen leeren Pferdestall zum Übernachten zur Verfügung gestellt. Auf einem Bündel Stroh schliefen wir totmüde ein. Wir waren nicht allein im Stall, denn es gab auch Ratten und Mäuse darin.

Am anderen Tag ging es gleich bei großer Hitze aufs Feld zur Getreideernte. Schuhe gab es im Sommer sowieso nicht, und so wurde das Laufen auf dem Stoppelfeld zur Qual. Dann ging das Dreschen los. Aus dem Pansen mussten die Getreidebündel auf die Dreschmaschine gebracht werden; man war den ganzen Tag in eine Staubwolke eingehüllt. Die Dreschmaschine wurde mit Pferdekraft ("Göpelgetriebe") in Gang gesetzt. Die Pferde wurden vor einen Balken gespannt und mussten immer im Kreis laufen, wobei auf einen gleichmäßigen Gang zu achten war. Meine Aufgabe war es meistens, die Pferde zu lenken. Die Luft war zwar besser als in der Scheune, aber es war nicht leicht, die Hitze zu ertragen, den ganzen Tag im Kreis zu laufen und dabei die Pferde immer im gleichen Tempo zu halten!

Nach einer Woche bekam ich einen gefährlichen Hautausschlag und musste gleich ins tschechische Krankenhaus in Proßnitz. Dort fiel kein einziges deutsches Wort: Ein kleiner deutscher Bub allein unter lauter Tschechen! Meine Mutter musste ja beim Bauern weiter arbeiten. Ich wurde mit einer schwarzen Salbe eingeschmiert und in Tücher gehüllt. Als ich aus dem Krankenhaus herauskam und die Ferien zu Ende waren, bekam ich mein erstes selbstverdientes Geld ausgezahlt. Ich ging sofort in ein Kaufhaus namens "Asso" und kaufte mir einen schönen, karierten Sommeranzug.

Mit dreizehn Jahren bekam ich von unserer Fürsorgeschwester einen Ferienplatz vermittelt. Ich kam nach Gewitsch, einem kleinen tschechischen Städtchen mit einer kleiner deutschen

Minderheit - 12 bis 14 km von zu Hause entfernt - zu einem deutschen Bauern. Da ich sehr fleißig und beliebt war, fragte mich der Hausherr, ob ich nicht dableiben und hier in die Schule gehen wolle. Ich willigte sofort ein und machte meinen Schulabschluss in der einklassigen kleinen deutschen Schule in Gewitsch.

Nun ging ich auf die Suche nach einer Lehrstelle. Lehrstellen hätte ich genug bekommen können, aber die Bedingungen waren nicht zu erfüllen. Für Essen und ein Zimmer sollte ich selbst aufkommen, und das konnte ich nicht. Schließlich hätte ich eine Stelle als Lehrling bei der Schuhfabrik "Bata" mit Essen und Zimmer bekommen. Leider konnte ich hier wieder nicht anfangen, denn ich wurde sehr krank. Ich bekam eine schwere Gelenkentzündung an Händen und Füßen und musste sofort ins Krankenhaus nach Mährisch-Trübau gebracht werden. Ich lag da sehr lange, bis ich wiederhergestellt war. Ich wurde endlich nach Hause entlassen und sah meine Mutter nach fast eineinhalb Jahren wieder!

Vorübergehend bekam ich eine Arbeitsstelle in einer Kleiderfabrik in Brodek, bis mich meine Tante, die als Magd bei einem tschechischen Bauern diente, zu sich nahm, und ich als Pferdeknecht arbeiten durfte. Ich war zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre alt.

Es wurde Herbst, und ich bekam den Auftrag, die geernteten Zuckerrüben in die Zuckerfabrik zu fahren. Nun kam die Mobilmachung der Tschechen. Sie rüsteten zur Verteidigung gegen Hitler. Die Pferde mussten an das Militär abgegeben werden. Ich brachte sie in die Kaserne. Bei der Übergabe konnten die tschechischen Soldaten eines der Pferde nicht bändigen, es riss sich los und lief in den Wald. Ich konnte es wieder einfangen.

Meine Tante lernte bei dem Bauern ihren Mann kennen. Er musste auch einrücken und kam nach Olmütz. Als nach kurzer Zeit durch Verhandlungen der Krieg abgewendet werden konnte, holte ich die Pferde aus der Kaserne in Olmütz wieder nach Hause zurück. Deutsche Soldaten rückten in das Sudetenland ein. Unsere Sprachinsel wurde aber erst 14 Tage später an das Sudetenland angeschlossen. Man hatte einen Gebietsaustausch vorgenommen und die tschechischen Dörfer zwischen unserer Sprachinsel und dem Schönhengstgau miteinander verbunden. Ich ging von dem tschechischen Bauern wieder heim.

Von diesem Zeitpunkt an ging es uns besser. Man bekam wieder Arbeit mit einem besseren Lohn. Ich arbeitete eine Zeitlang wieder bei einem Bauern. Dann arbeitete ich einige Wochen in einem Fotolabor in der Dunkelkammer. Die Dunkelkammer war für die Dauer nichts für mich. So landete ich in einer Gärtnerei. Hier gefiel es mir sehr gut, und ich wollte gerne als Lehrling eingestellt werden. Da aber alle Lehrstellen besetzt waren, hätte ich warten müssen, bis eine Lehrstelle frei wurde. Ich wollte nicht so lange warten, und da die Textilfabrik in Konitz Leute einstellte, ging ich als Weberlehrling hin. Nach kurzer Zeit bot mir der Chef der Firma an, mich auf eine Webschule zu schicken. Ich nahm freudig an und so ging ich zur Reichslehrweberei nach Langenbielau in Schlesien.

Ich hatte dort eine schöne Zeit. Das Abschlusszeugnis der Webschule war das drittbeste bei weit über 50 Schülern. Dadurch erwarb ich den Anspruch auf einen Freiplatz an der Ingenieurschule in Berlin. Die Ingenieurschule war mir nicht mehr vergönnt, denn nach einigen Wochen in der Firma bekam ich die Einberufung zum Arbeitsdienst.

In Wachtl hatte meine Mutter inzwischen zusammen mit meiner Tante ein Haus gemietet. Ich

hatte auch eine entfernte Tante in Brünn, zu der ich bislang wenig Kontakt hatte. Sie besaß in Wachtl ein Haus, welches an eine Familie verpachtet war. Das Haus wurde frei, und meine Tante mit ihrem Mann und zwei erwachsenen Kindern zog in ihr Haus wieder ein. Das Haus war ein kleiner Vierkanthof. Die Tante riss einen Teil des Hauses ein und baute es neu auf. Das Haus bekam ein neues Dach. Der Anbau war noch im Rohbau, als es meiner Tante nicht mehr auf dem Land gefiel, und so ging sie wieder in die Großstadt nach Brünn. Meine Mutter bewohnte ab jetzt mit uns das Haus. Ich hatte meiner Tante am Ausbau des Hauses viel geholfen, und so wollte sie mir das Haus um einen kleinen vereinbarten Kaufpreis überschreiben. Von nun an sparte ich jeden Pfennig, um das Geld schnell beisammen zu haben. Von diesem Zeitpunkt an betrachtete ich das Haus als mein Eigentum, und ich war sehr glücklich!

Arbeitsdienst

Die Einberufung zum Arbeitsdienst brachte mich nach Jägerndorf. Dort blieb ich nur kurze Zeit und wir kamen zum Kriegseinsatz nach Polen. Der Krieg war ja schon in vollem Gange. Nach dem halben Jahr Arbeitsdienst bekam ich 14 Tage Urlaub und wurde sogleich als Soldat eingezogen.

Militärzeit

Zur Ausbildung kam ich nach Oppeln in Schlesien. Es war eine harte Ausbildung. Nach vielen Wochen bekamen wir in Begleitung eines Unteroffiziers den ersten Ausgang. Da ich mich im Erklettern von Masten besonders geschickt anstellte, wurde ich für den Nachrichtendienst ausgebildet. Deshalb wurde ich Soldat in der ersten Luftwaffenfelddivision, Abteilung Bodenpersonal. Meine Kompanie wurde nach Großborn in Pommern verlegt. Auf diesem Truppenübungsplatz bekamen wir den letzten Schliff zum Fronteinsatz. Im Spätherbst wurden wir in Waggons verladen und wir fuhren ostwärts. Wir fuhren Tag und Nacht über Litauen, Lettland und Estland ins weite Russland, der Ostfront entgegen. Im letzten Bahnhof vor der Front bei Nowgorod am Wolchow, stiegen wir aus dem Zug und hörten zum ersten Mal die Kanonen donnern. Wir hatten alle ein mulmiges Gefühl. Nun ging es zu Fuß weiter. Zu diesem Zeitpunkt herrschte schon tiefer Winter mit viel Schnee und eisiger Kälte. Ein Schneesturm tobte, man konnte kaum fünf Meter weit sehen.

In einem russischen Dorf wurden wir in Holzhäusern untergebracht. An der Wolchowfront bei Nowgorod wurden wir nun eingesetzt. Unsere Aufgabe war es, die Funkfernsprechverbindungen aufrecht zu halten. Ich wurde auf dem Flugplatz bei Nowgorod, der total zerschossen war, in einem Kellerraum, der noch bewohnbar war, untergebracht. Andere Kameraden waren in Erdbunkern einquartiert an der vordersten Front. Ich war Störungssucher und musste jeden Tag die Telefonleitungen ablaufen und die von den Russen zerschossene Leitungen wieder flicken.

An der Front ging ein Laufgraben von einem Wachposten zum nächsten. Die Leitungen liefen außerhalb des Grabens entlang, und wir mussten zur Reparatur aus dem schützenden Graben heraussteigen. Bei einem Nachteinsatz geriet ich ins Niemandsland zwischen die Fronten: Dort war es besser zu laufen. Ein deutscher Posten rief "Parole". Glücklicherweise hatte ich das Kennwort parat und Glück, dass er nicht voreilig schoss. Zum Überleben musste man jede Minute Glück haben! In dieser Nacht musste ich aufs Klo; das war ein Bretterhäuschen im Freien. Just in diesem Moment kam wieder unser allnächtlicher Besuch, in Form eines Bombers. Der Motor des Flugzeuges machte einen Lärm wie "radata", und wenn es den Motor abstellte,

schaufelte man die Bomben aus dem Flugzeug. Auch diesmal verstummte der Motor, und mit schnellen Sprüngen, die Hose in der Hand haltend, verschwand ich um die Hausecke in den Keller. Schon fielen die Bomben herab. Eine traf das Häuschen, in dem ich noch vor fünf Sekunden drin war. Außer einem großen Krater war nichts mehr vom Häuschen übrig geblieben.

Danach wurde ich an die Rollbahn nach Petersburg (Leningrad) versetzt. Als Unterkunft diente ein selbstgebauter Erdbunker, 7 km vom Flugplatz entfernt. In der Nacht wurde ich geweckt und musste mit einem Mann auf Störungssuche in Richtung Flugplatz gehen. Es war sehr kalt und es lag viel Schnee. Etwa alle 500 m stieg ich auf einen Telefonmasten und prüfte die Leitung, aber es kam keine Verbindung zustande. Nach einem mehrstündigen Marsch kamen wir auf dem Flugplatz an, den ich sehr gut kannte. Ich ging in den ersten Bunker hinein, da brannte noch das Feuer im Ofen, aber niemand war da. Vorsichtig schlich ich mich wieder hinaus und da merkte ich, dass der Flugplatz von Russen besetzt war! Nun wussten wir, warum sich niemand meldete: Die Deutschen hatten den Rückzug angetreten. Da liefen wir, so schnell wir konnten, zum Ausgangspunkt zurück. Als wir ankamen, war auch dieser Platz von den deutschen Truppen verlassen. Was nun?! Auf der Rollbahn waren viele Telefonleitungen auf hohen Masten. Ich stieg schnell auf einen der Masten, es war ein A-Mast! Da suchte ich nach einer passenden Leitung! Zum Glück erreichte ich eine Telefonvermittlung auf deutscher Seite. Wir erfuhren nun auch offiziell vom plötzlichen Rückzug der deutschen Soldaten.

Von Nowgorod aus bauten wir unsere Vermittlung auf. Ein Unteroffizier war unser Truppführer, und ich als Obergefreiter war sein Stellvertreter. Der Truppführer wurde zu einer Besprechung ins Hinterland beordert und ich musste die Vermittlung übernehmen. Im Morgengrauen griff der Russe mit großem Aufgebot mit Panzern, Granatwerfern und Kanonen an. Kurze Zeit darauf waren unsere Telefonleitungen zerschossen, und ich musste zwei Soldaten auf Störungssuche hinausschicken. Es dauerte keine Viertelstunde und sie brachten einen von den beiden - einen guten Freund von mir - mit Bauchschuss zurück. Sanitäter verbanden ihn und er wurde auf einem Schlitten zurück zum Hauptverbandsplatz gebracht. Ununterbrochen wurden Verwundeten herbeigeschafft. Ein Offizier kam zu mir, er brauche schnell eine Telefonverbindung ins Hinterland, um Verstärkung anzufordern. Am Boden war keine Verbindung mehr zu bekommen, so musste ich auf einen hohen Telefonmasten klettern und versuchen, eine Verbindung herzustellen. Mit viel Mühe ist es mir gelungen. Aber die Kugeln flogen mir nur so um die Ohren. Unten konnte man sich hinter Häusermauern schützen, aber nicht oben am Masten.

Der Russe kam mit sehr großem Aufgebot immer näher. Die letzten Verwundeten wurden verbunden, auf Schlitten verladen und zurückgebracht. Ich hatte noch die Geräte für die Vermittlung in den letzten Wagen verladen. Nun waren nur noch ein Sanitätsunteroffizier und ich da. Da wir aber kein Fahrzeug mehr hatten, machten wir uns zu Fuß auf den Rückzug. Leider haben wir den Anschluss nicht mehr gefunden und wurden von den Russen umzingelt und gefangengenommen. Sie nahmen uns unser letztes Hab und Gut ab. Ein Offizier und vier russische Soldaten bekamen den Befehl, uns zurück in die Gefangenschaft zu bringen. Um uns waren Tausende von russischen Soldaten. Wir waren noch keine zehn Schritte zurückgelaufen, da begann von deutscher Seite her ein Trommelfeuer, wie ich es noch nie erlebt hatte. Wir warfen uns auf den Boden in den Schnee. Der russische Offizier wollte, dass wir uns zurückziehen sollten. Mit meinen geringen Russischkenntnissen machte ich ihm klar, dass es aussichtslos sei. Ich sagte ihm, dass immer nur einer ein paar Schritte zulaufen sollte, sich dann hinlegen und dann einer nach dem anderen. Er sagte "Charascho" - ich weiß nicht, wie man es richtig schreibt, auf Deutsch heißt es "gut, in Ordnung". Er stand auf und wollte einige Schritte zurück laufen, aber er

war noch nicht ganz aufgestanden und schon lag er wieder da, mit einem Durchschuss im Gesicht. Da ihn von den russischen Soldaten keiner verbinden konnte, verband ihn mein Sanitäter. Er hatte Verbandszeug bei sich, denn jeder deutsche Soldat hatte ein Verbandspäckchen bei sich.

Von nun an taten die Russen alles, was ich sagte. Wir lagen in einer kleinen Mulde, und ich sagte ihnen, sie mögen sich tief in den Schnee eingraben und den Kopf tief halten. Um uns war alles schwarz von toten Russen und Verwundeten. Unsere Truppen hatten noch rechtzeitig Verstärkung bekommen, und sie machten einen Gegenangriff. Es war ein fürchterliches Erlebnis, unter diesem deutschen Trommelfeuer zu liegen.

Wir deutschen Soldaten hatten weiße Tarnanzüge, die Russen nicht. Ich hob den Kopf hoch, um den Vormarsch der Deutschen zu beobachten. Als sie in Rufnähe waren, rief ich: "Nicht schießen, hier sind Deutsche!" So wurden wir aus der kurzen Gefangenschaft befreit. Umgekehrt kamen die Russen in deutsche Gefangenschaft. Ich wurde wegen dieser Begebenheit zum Stabsgefreiten befördert, und das Eiserne Kreuz wurde mir verliehen. Aber ein baldiges Kriegsende wäre mir lieber gewesen.

Auf einen kalten Winter folgte ein sehr heißer Sommer. Ich könnte noch von vielen weiteren Erlebnissen aus dieser Zeit berichten. Sie würden ein dickes Buch füllen. Ich hatte noch einmal eine gute Zeit in diesem Sommer: Wir hatten Stellungskrieg in Sergovo am Ilmensee, das war fast eine Erholung. Der Ilmensee war zu dieser Zeit sehr warm, und ich konnte darin baden. Zu der Zivilbevölkerung hatte ich ein sehr gutes Verhältnis. Die Front verlief hier mitten durch den Ilmensee. Öfter bekamen wir auch mal von russischer Seite mit Schnellbooten einen kurzen Besuch, eine kleine Schießerei, ein paar Tote und rasch war der Spuk vorbei.

Leider waren die angenehmen Tage bald vorbei, wir mussten unsere Sachen packen und der Frontabschnitt wurde verlegt. Zur Abreise kamen die russischen Dorfbewohner, um sich von uns zu verabschieden. Mit Tränen in den Augen und Angst vor den nachrückenden russischen Kommunisten ließen wir sie zurück.

Der Sommer verging, der Winter kam und der Rückzug war unvermeidlich. Meist mussten wir im Freien übernachten. Dann bauten wir uns einen Iglu wie die Eskimos. Als Ofen diente eine Kerze, aber so war man vor der eisigen Kälte geschützt. Lag man unter Granatfeuer, so wartete man, bis eine Granate in der Nähe, wo man lag, einschlug; dann sprang man in den Trichter der Granate, denn selten schlägt eine weitere Granate in denselben Krater ein! Das habe ich von anderen älteren erfahrenen Soldaten gelernt!

Im Sommer 44 lag ich an der Front vor Baranowitz, als der Russe wieder einen Großangriff startete. Wir mussten wieder die Front zurückverlegen. Hier wurde ich verwundet und lag mit Lungensteckschuß am Rande eines Kornfeldes. Es wäre mein Ende gewesen, denn die Russen machten keine Gefangenen, wenn sie verwundet sind. Zum Glück kamen noch zwei Soldaten mit einem Unteroffizier vorbeigelaufen. Ich machte mich bemerkbar, und der Unteroffizier befahl den beiden Soldaten, mich mitzunehmen. Sie trugen mich bis ins nächste Haus. Dort wurde ich notdürftig verbunden. Zusammen mit anderen Verwundeten wurde ich auf einen Wagen geladen und unter großen Schmerzen über Kartoffelfurchen zum Hauptverbandsplatz gebracht. Auf dem Hauptverbandsplatz kamen viele hundert Verwundete von allen Seiten zusammen.

Die wenigen Ärzte konnten nicht alle auf einmal behandeln, und so wurde ich vorerst allein in einen Raum gelegt. Die ganze Nacht kämpfte ich um mein Leben, denn ich drohte zu ersticken. Mit aller Kraft, die ich noch hatte, versuchte ich mich in eine sitzende Stellung zu bringen, und nur so war es möglich, etwas Luft zu bekommen. Erst am nächsten Morgen wurde ich einem Arzt vorgestellt. Er diagnostizierte einen Lungenschuss fest. Ich bekam einen luftdichten Verband angelegt. Um den Hals bekam ich ein Schild umgehängt, darauf stand: Lungensteckschuss, Patient vorrangig sofort in den Lazarettzug und in die Heimat bringen!

Ich kam nach langer Fahrt nach Sosnowitz in Oberschlesien. Nach längerem Aufenthalt im Lazarett war ich bei guter Pflege soweit hergestellt, dass ich zur Operation vorbereitet werden konnte. Man entfernte mir das Geschoss aus meiner Brust. Die Kugel war ein Explosivgeschoss, aber es explodierte nicht, welch ein Glück! Als es mir wieder einigermaßen gut ging, bekam ich den ersten Ausgang. Von diesem ins Lazarett zurückgekommen, bekam ich hohes Fieber 41°C - und ich musste weitere 14 Tage ins Bett.

Anschließend kam ich nach Breslau zur Genesungskompanie. Bei einem Ausgang erlebte ich in Breslau einen Fliegerangriff. Ich flüchtete mit den Bewohnern in einen Keller. Nach dem Angriff half ich, in den Trümmern nach noch lebenden Menschen zu suchen. Auf diese Weise lernte ich auch den Bombenkrieg kennen. Endlich bekam ich 14 Tage Genesungsurlaub. Es war der letzte nach 2 Jahren im Kriegseinsatz. Im Urlaub erfuhr ich, dass drei meiner Cousins gefallen sind. Vom Urlaub zurück, kam ich nach Trautenau. Dort ging ich einmal ins Kino und sah mir den Film "Der weiße Traum" an, den sich auch meine spätere Ehefrau Inge - zufällig zur gleichen Zeit ebenfalls in Trautenau - ansah, wie sich erst nach dem Krieg herausstellte.

Von dort kam ich wieder an die Front und fand von meiner Kompanie nur noch drei Mann von 120 Soldaten vor. Alle anderen waren gefallen oder verwundet. Die Division wurde aufgelöst, und ich kam zur 28. Jägerdivision. Ich musste meine Luftwaffenuniform wechseln. In der Zwischenzeit rückte die Front bis Deutschland vor. Ich kam nach Ostpreußen in die Nähe von Goldap.

Ganz Ostpreußen war jetzt auf der Flucht. Die Russen schlossen Ostpreußen ein. Wer auf dem Lande nicht mehr durchkam, versuchte, über die Ostsee auf Schiffen zu entkommen. Obwohl die Schiffe mit dem roten Kreuz gekennzeichnet waren, wurden die Schiffe von den Russen bombardiert und tausende Frauen und Kinder in den eisigen Fluten versenkt. Viele Menschen konnten nicht mehr rechtzeitig fliehen und blieben in ihren Häusern zurück. Der Russe rückte vor, und wir schlugen ihn in einigen Frontabschnitten wieder zurück. Als wir auch für kurze Zeit die russischen Truppen aus Goldap und Nemmersdorf zurückdrängen konnten, fanden wir Frauen und Kinder ermordet.

Manche Frauen fanden wir an Scheunentore genagelt. Wir befanden uns im Ostpreußen-Kessel und es galt das Motto "rette sich, wer kann"! Mit einer Kompanie und vier Sturmgeschützen, die uns noch blieben, versuchten wir den Durchbruch. Bei Tag verschanzten wir uns im Wald und in der Nacht versuchten wir, durch die feindlichen Linien zu kommen. Solange wir noch die Sturmgeschütze hatten, konnten wir uns ein Stück vorankämpfen. Schon am zweiten Tag hatten wir kein Benzin mehr, und wir mussten die Panzergeschütze stehenlassen.

Jetzt gab es keinen Zusammenhalt in der Kompanie mehr. Jeder versuchte sich auf eigene Faust durchzuschlagen. Da wir auch Verwundete hatten, die wir auf einem Schlitten mit einem Pferd

mitnahmen, wollte keiner mehr mit dem Schlitten fahren; da erbarmte ich mich und fuhr mit dem Schlitten durch den Wald. Ich war sehr müde, denn ich hatte drei Tage und Nächte nicht mehr geschlafen. Schließlich bin ich fest eingeschlafen. Das Pferd ist allein weitergetrottet. Plötzlich blieb der Schlitten mit einem Ruck stehen, da ich an einem Baum hängengeblieben war. Ich machte den Schlitten wieder flott und merkte, dass ich allein war. Ich fuhr weiter und begegnete noch einem letzten Soldaten, den ich nach dem Weg fragen wollte. Doch konnte ich von ihm keine Antwort mehr erhalten, denn er hatte plötzlich ganz weißes Haar bekommen und war wirr im Kopf. So fuhr ich zum Waldrand und sah in zirka 200 m Entfernung einen Bauernhof. Es schneite, und da es sonst ruhig war, entschloss ich mich, zu diesem Hof zu fahren. Er war unbewohnt, aber das Vieh brüllte vor Hunger, und die Kühe hatten dicke Euter voll Milch.

Meine vier Verwundeten führte ich ins Haus, und sie legten sich in die Betten. Ich versorgte das Pferd, den Kühen gab ich Heu und Wasser. Ich molk schnell eine Kuh und ging ins Haus, um uns etwas zum Essen zuzubereiten. Da auch die Hühner gackerten, wollte ich im Hühnerstall Eier holen. Doch als ich zum Hühnerstall kam, sah ich im frisch gefallenen Schnee Spuren von Männerstiefeln, die zum Stall und zurück in Richtung Dorf führten.

Ich ahnte, in welcher Gefahr wir schwebten und lief schnell ins Haus, um die Kameraden zu verständigen. Sie sollten sich schnell fertig machen, denn wir mussten sofort in den Wald zurück. Der Mann, der zum Hühnerstall kam, war ein Pole. Er entdeckte uns und holte schnell die Russen, die das Dorf in der Nähe besetzt hielten. Wir wollten gerade das Haus verlassen, als schon ein Trupp Russen vor der Tür stand, die Tür eintraten und "Rucky ver" (= Hände hoch) riefen. So wurden wir von den Russen gefangen genommen. Wir wurden ins Dorf gebracht. Einen Schwerverletzten musste ich mitschleifen. Im Dorf angekommen, wurden wir in einen Kohlenkeller gesteckt. Da die Russen merkten, dass sie sich mit mir verständigen konnten, ließen sie mich oben, und ein Offizier unterhielt sich mit mir.

Ich bat ihn, die Verwundeten von einem Arzt verbinden zu lassen, und er ließ auch eine Suppe für uns kochen. Als meine Kameraden vom Arzt zurückkamen, sagten sie mir, sie hätten noch keinen deutschen Arzt gekannt, der sie so gut und behutsam verbunden hätte, und so waren wir irgendwie erleichtert. Wir wurden wieder in den Keller gesperrt, und todmüde schliefen wir auf den Kohlen ein.

Doch die Gemütlichkeit dauerte nicht lange, denn noch in der Nacht am frühen Morgen wurde an die Kellertür geschlagen und wir wurden unter Kolbenhieben aus dem Keller gejagt. Vor dem Haus stand ein Pferdeschlitten. Auf den mussten wir aufsteigen. Da wir nicht alle Platz auf den Sitzen hatten, stellte ich mich auf eine der Kufen und hielt mich an den Sitzen fest. Auf die andere Kufe stellte sich ein Russe, damit ich nicht abspringen konnte. So ging es in schneller Fahrt aus dem Dorf. Unterwegs versuchte ich ein Gespräch mit dem Russen neben mir anzufangen, aber er wollte nicht mit mir sprechen und blickte mich immer von der Seite an. Da bekam ich schon ein komisches Gefühl. Nur einmal sagte er mehr zu sich "tak Mlodoy" (=noch so jung). Dann fragte er mich, ob ich auch verwundet sei, und ich sagte nein. Wir fuhren ein Stück aus dem Dorf hinaus, und plötzlich hielten wir an. Die Russen sprangen vom Schlitten und rissen uns herunter. Wir mussten uns in einer Reihe aufstellen, und sie erschossen und erstachen einen nach dem anderen. Als sie gerade auf mich schießen wollten, stellte sich der Russe, der auf der Fahrt neben mir war, vor mich und hielt die anderen Russen vom Schießen ab. Sie redeten heftig miteinander, und dann befahlen sie mir, die toten Kameraden von der Straße wegzuziehen. Meine Kraft reichte nicht mehr aus, die schweren Körper zu bewegen, und so taten es die Russen.

Die Russen hatten den Befehl, keine verwundeten Gefangenen zu machen. Sie hießen mich, wieder auf den Schlitten aufzusteigen und fuhren mit mir weiter. Ich hatte das Glück, dass ich in den fast fünf Jahren des Kriegseinsatzes etwas Russisch gelernt hatte und somit ein Gespräch anfangen konnte. Dann kamen wir in die nächste Ortschaft, in ein kleines Städtchen. Am anderen Tag wurde ich einem russischen General vorgeführt, der mich ausfragte. Später wurde ich ins Gefangenenlager gebracht. Da traf ich viele meiner Kameraden wieder, die den Ausbruch ebenfalls vergeblich versucht hatten. Wir hatten Hunger. Zu essen bekamen wir nichts.

Am anderen Tag wurden einige Gefangene zur Arbeit herausgeholt, ich war mit dabei. Man führte mich in ein großes Gebäude. Es war eine Schule. Hier hatte man ein Lazarett für verwundete Russen eingerichtet. Ich sollte Holz in die Krankenzimmer bringen und die Öfen heizen. Mit einem bangen Gefühl und gesenktem Kopf ging ich in die Zimmer und sah nur die Öfen, die ich heizen sollte. Plötzlich rief mich ein schwerverwundeter Russe an, zu ihm zu kommen und ihm eine Zigarette anzuzünden, denn er hatte keine Hände mehr. Ich verstand ihn sofort, und als die anderen Russen merkten, dass ich sie verstehe, hatte bald jeder einen anderen Wunsch! Jeder wollte, dass ich ihm einen kleinen Gefallen tue. So merkte ich, dass sie - genau wie wir - gezwungenermaßen Soldaten waren. Sie betrachteten mich als einen der ihren. Eine Krankenschwester kam herein und sah mir zu, wie ich mit den Verwundeten umging und fragte mich, ob ich Hunger hätte. Welch eine Frage!! Ich hatte schon sehr lange nichts mehr gegessen. Sie brachte mir eine Schüssel voll mit Reisbrei, und ich aß sie schnell aus. Was für ein Glück ich da hatte!

Abends wurde ich ins Lager zurückgebracht. Am nächsten Morgen holte man wieder Arbeiter heraus, und ich meldete mich freiwillig. Als wir losmarschierten, ging es nicht nach rechts, sondern nach links aus dem Ort hinaus auf ein Feld. Wir bekamen Pickel und Schaufel. Draußen war es sehr kalt, unter minus 30°C. Der Boden war mehr als einen Meter tief gefroren. Hier mussten wir ein Loch ausheben, das 2 m mal 2 m breit und ebenso tief war. Ausgehungert wie wir waren, versuchten wir den Pickel zu heben und zu Boden fallen zu lassen, doch man bekam jedes Mal nur ein fingergroßes Stück aus dem glasharten Boden. Wir bekamen viele Schläge von den Bewachern, weil wir nicht vorankamen! Als wir mit viel Mühe doch noch ein metertiefes Loch fertig brachten, kam ein Fuhrwerk mit toten Russen angefahren. Wir mussten die toten Russen entkleiden. Den Frauen ließ man die Kleider an. Zwei Mann von uns mussten ins Loch steigen und die ihnen zugeworfenen Toten kreuz und quer schlichten.

Nach einigen Tagen wurden wir weiter ins Hinterland zurückgebracht. Eine riesig lange Gefangenenspalade wälzte sich durch tiefen Schnee. Der Durst wurde mit Schnee gestillt. Von vorbeifahrenden Russen wurden wir beschossen und, wer vor Erschöpfung umfiel, wurde auch erschossen. Über Nacht wurde ich mit vielen hundert Gefangenen in einen Pferdestall mit Fußritzen hinein gestampft. Alle mussten stehend die Nacht verbringen. Ich kam bis zum Pferdetrog nach vorne und legte mich hinein. Es entwickelte sich im Stall eine große Hitze, und man drohte zu ersticken. In meiner Nähe war ein Fenster. Das schlugen wir ein, und so kam etwas frische Luft herein. Nach mehreren Tagesmärschen kamen wir in ein großes Gefangenenlager. Viele von uns blieben auf der Strecke liegen. Das Lager war eine ehemalige Kaserne, die ausgebrannt war. Es waren nur noch Ruinen zu sehen. In diesen und in den zugehörigen Kellern wurden wir untergebracht. In diesem Keller sprangen in der Nacht die Ratten über unsere Gesichter! Viele von denen, die oben in den Ruinen übernachteten, sind erfroren.

Wir luden täglich Verhungerte, Erfrorene und an Krankheit Verstorbene auf einen Leiterwagen, fuhren sie aufs Feld hinaus und warfen sie in den Schnee. Mitten im Hof des Lagers wurde ein großer Graben ausgehoben, eine Stange darüber befestigt, der Donnerbalken genannt wurde. Das war unsere Toilette!

Da viele an Ruhr erkrankten, hatte man für diese ein geheiztes Krankenzimmer eingerichtet. Die Kranken wurden auf den Boden gelegt, bekamen warmen Tee zu trinken und starben meistens nach einigen Tagen. Am Donnerbalken, der immer voll besetzt war, ging ein Russe hinten vorbei und schickte alle, bei denen Blut kam, in die Krankenstube. Eines Tages war auch ich dabei. Täglich wurden Gefangene aus dem Lager zum Arbeiten geholt, zum Beispiel, um Bomben und Granaten auf dem Bahnhof umzuladen.

Obwohl ich schon an Ruhr erkrankt war, ging ich mit einer solchen Arbeitskolonne mit. Am Bahnhof angekommen, bemerkten unsere Bewacher, dass ich krank bin und schimpften mich aus, dass ich mitgegangen wäre. Da ich mich etwas russisch verständigen konnte, hatten sie ein Einsehen mit mir, und ich brauchte nicht zu arbeiten. Ich hockte in einer Waggonecke und hatte große Schmerzen. Nun sah ich, wie eine russische Soldatin im Offiziersrang auf unsere Bewacher zuing.

Sie forderte einige Gefangene, die eine Baracke abreißen und in ihrem Waggon eine Wand einbauen sollten. Da die Verständigung schwierig war, konnte ich vermitteln und suchte die richtigen Leute aus. Ich hatte große Bauchkrämpfe und krümmte mich. Die Russin sah das und fragte mich nach meinen Beschwerden. Sie nahm mich mit in einen gut beheizten Raum. Hier sollte ich mich beim Ofen aufwärmen. Dann brachte sie mir heiße Kartoffeln, viel Zucker und einen Brei zum Essen. Mit der Errichtung der Trennwand war sie sehr zufrieden. Abends, als wir wieder ins Lager zurück mussten, gab mir die Offiziersfrau ein Säckchen mit Grütze mit, in dem auch Medikamente waren.

Ich sollte mir jeden Tag einen Brei kochen. Unseren Bewachern befahl sie, mir diese Grütze nicht wegzunehmen, denn am Eingangstor zum Lager wurden wir durchsucht, und uns wurde alles abgenommen. Ich durfte wieder ins Krankenzimmer und mir jeden Tag einen Brei kochen. Die Offizierin war sicher eine Ärztin. Ihr habe ich es zu verdanken, dass ich wieder gesund geworden bin.

Nach einiger Zeit - es war ungefähr Ende Februar - wurde das Lager aufgelöst. Wir wurden auf offene Waggons verladen und in ein anderes Lager verlegt. Hier blieben wir bis zum Frühsommer 1945. Täglich gingen wir zur Arbeit, bekamen aber wenig Essen. Eines Tages bekamen wir Salz in die Suppe und mehr Kartoffeln als sonst! Wir wunderten uns sehr und fragten uns, warum uns die Russen auf einmal ein besseres Essen gaben. Da erfuhren wir, dass der Krieg beendet sein sei. Es war der 8. Mai und gleichzeitig mein Geburtstag! An diesem Tag wurde ich 22 Jahre alt.

Einige Tage später kam ein Mann ins Lager und verlangte 10 Mann für Feldarbeit auf einem Gut. Auch ein Schlosser wurde gesucht, der einen Traktor reparieren und fahren kann. Ich meldete mich sofort zu dieser Truppe, weil ich ja Ahnung von der Landwirtschaft hatte. Ich konnte auch einen Schmied ausfindig machen, der den Traktor wieder flott machen könnte. Wir wurden mit einem Wagen zu dem Gut gefahren. Das war ein großes Glück für uns, dort arbeiten zu dürfen.

Wir wurden gut behandelt und bekamen satt zu essen. Ich musste den Kuhstall versorgen, füttern und ausmisten. Von den Mädchen, die die Kühe melkten, bekam ich genug Milch zu trinken.

In einem Schweinestall schliefen wir auf Stroh, aber hier war es immer noch besser als im Lager. Brot bekamen wir für die ganze Woche ausgehändigt. Wir haben es im Schweinestall aufbewahrt und es uns für die Woche eingeteilt. Unser Schmied hatte den Traktor wieder zum Laufen gebracht, und er sollte ihn auch fahren. Den Traktor fuhr vorher ein Pole, bei dem er auch kaputt ging. Als er wieder lief, kam der Pole und wollte ihn wieder übernehmen, doch der russische Verwalter verbot es ihm.

Polen, die auch auf den Feldern arbeiteten, hatten Getreide gestohlen. Der Verwalter kam dahinter, und sie wurden vorn Felde gejagt. Aus Wut gingen die Polen ins Gefangenenlager zum Lagerkommandanten und behaupteten, dass wir fliehen wollten: Sie hätten einen Brotvorrat im Schweinestall für die Flucht entdeckt! Das war natürlich eine schlimme Lüge. Somit hatte unser besseres Leben ein Ende. Ein Lastwagen kam angefahren. Wir wurden gezwungen aufzusteigen und wurden ins Lager gebracht. Wir mussten uns nun in einer Reihe aufstellen. Ein russischer Hauptmann kam. Er war ein Jude. Er fragte jeden von uns: "Warum wolltest du fliehen?" Jeder sagte, dass er keineswegs fliehen wollte, sondern dass der Pole lüge. Trotzdem bekam jeder von einem Russen Schläge mit einem Stock! Anschließend wurden wir eingesperrt.

Der Schmied und ich wurden in einen Turm geschlossen. Der Turm war so eng, dass keiner liegen konnte, und wir stehen mussten. Es war wie in einer Folterkammer. Es war Sommer und deshalb sehr heiß drinnen. Es gab nur ein kleines Fensterchen, vielleicht 20 Zentimeter groß, das für uns nicht erreichbar war. Außerdem war es fest eingemauert und nicht zu öffnen! Nach zwei Tagen wurde die Tür kurz geöffnet, wir bekamen jeder ein Glas Wasser, und wieder wurden wir eingesperrt. So verbrachten wir 8 Tage ohne Essen in dieser Folterkammer. Wir hätten nicht überlebt, wenn wir nicht 14 Tage zuvor auf dem Gut satt zu essen gehabt hätten und so etwas kräftiger waren!

Nach den acht Tagen wurden wir auf den Lagerplatz gebracht, wo ein Lastwagen stand. Die Gefangenen im Lager mussten alle heraustreten. Ein Russe sagte: "Als abschreckendes Beispiel werdet ihr wegen des Fluchtversuches erschossen! Das Urteil wird außerhalb des Lagers vollzogen!" Wir stiegen auf die Lastwagen und fuhren aus dem Lager. Mit einem Bewacher fing ich ein Gespräch an, da es gar so still war. Er sagte mir, dass wir nicht erschossen werden, sondern in ein Straflager gebracht werden. Da kamen wir auch hin. Mit Prügel und Spießrutenlaufen wurden wir ins Lager hineingetrieben. Wir bekamen nur halbe Ration zu essen.

Wir durften lange Zeit nicht aus dem Lager. Es wurde Herbst, und eines Tages kam ein Offizier, der zehn Mann verlangte, um einen Schießstand zu säubern und herzurichten. Es waren zu der Zeit nur wenige Gefangene im Lager. Deshalb hat sich der Kommandant entschlossen, uns zu schicken. Wir wurden in einen Wald zu dem ehemaligen Schießstand gebracht, der verwildert war. Wir sollten ihn wieder in Ordnung bringen. Das Gras war meterhoch und wir hatten keine Sense. Unsere Bewacher waren schon etwas älter und ganz gemütlich. Ich fragte einen unserer Bewacher, ob ich nicht in das in der Nähe gelegene Bauernhaus gehen und eine Sense holen solle. Nach langem Zögern ließ er mich gehen. Am Bauernhaus angekommen, klopfte ich an, und eine polnische Frau öffnete mir. Ich fragte sie nach einer Sense und sie gab mir eine. Sie wollte auch wissen, ob ich Hunger hätte und ließ mich in ihre Wohnung. Sie gab mir viel und gut zu essen. Am Schießstand wurden die Bewacher schon nervös, da ich solange nicht zurück kehrte.

Waren die froh, als ich wieder zurückkam! Ich mähte den Schießstand und brachte die Sense wieder zurück. Mit dem hergerichteten Schießstand war der Offizier sehr zufrieden und wir durften wieder wie die anderen mit zur Arbeit gehen, bei gleicher Essensration.

Der Herbst war da und es wurde wieder kälter. In der Nähe unseres Lagers war ein großes Kartoffelfeld, das mussten wir ernten. Es lag am Rande eines polnischen Dorfes. Einige Frauen kamen zu uns und gaben uns etwas zum Essen. Mit einer jüngeren Frau kam ich ins Gespräch und ich bat sie, für mich einen Brief nach Hause zu schreiben. Der Brief sollte an eine tschechische Adresse gerichtet sein, und zwar an die Tante meiner Cousine nach Stefanau geschickt werden. Diese sollte ihn meiner Mutter aushändigen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht, in Kontakt zu kommen. Der Brief kam auch tatsächlich an, und die Mutter hatte ein erstes Lebenszeichen von mir.

Im Lager war auch ein Arzt als Gefangener. Als einer unserer Kameraden an Blinddarmentzündung erkrankte, hatten wir zwar einen Arzt, aber keine Möglichkeit, ihn zu operieren. Hier hatten wir kein Krankenzimmer, keine Medikamente, keine Instrumente und keine Narkosemittel. So operierte ihn der Arzt mit einem Taschenmesser, welches im Feuer steril gemacht wurde. Vier Mann hielten ihn fest. In den Mund bekam er einen Lappen zum Draufbeißen. Er hat es überstanden und ist wieder gesund geworden.

Auch zwei Geistliche hatten wir im Gefangenenlager, einen katholischen Priester und einen evangelischen Pfarrer. Der evangelische Pfarrer schlief in meiner Nähe. Eines Tages fragte er mich, ob er vielleicht einmal einen Gottesdienst abhalten könnte. Ich ging zum Lagerkommandanten und fragte ihn, ob er uns das erlaube. Er sagte ja und erzählte mir, dass er eine Großmutter hätte, die auch heimlich in die Kirche ginge. Er als Kommunist und Offizier dürfe es nicht. So hielten wir Gottesdienst, im Wechsel immer einen evangelischen und einen katholischen! Wir hatten einen großen Raum. Der war immer voll, denn jeder wollte zum Gottesdienst kommen. Einmal kam ein Major von draußen und nahm mich mit in sein Haus. Ich musste es putzen. Seine Frau, die mir die Arbeit anschaffte, war gut zu mir. Sie gab mir Brot und ein ganzes Stück Butter, das voller Würmer war; aber das machte mir nichts aus. So hatte ich immer wieder einmal Glück und konnte mich satt essen.

Der Winter 1945/46 kam und wir wurden wieder einmal in ein anderes Lager gebracht. Es war das letzte Lager meiner Gefangenschaft. In einer großen Gerätehalle war unser Schlafsaal. Auf blanker Erde und Brettern ohne Stroh, nur mit einem eigenen Rock zugedeckt, schliefen wir. Das Wasser für unsere Suppe und fürs Lager mussten wir in einem Jauchefass mit einem Wagen von einem Felde holen. Da war ein zirka 6 Meter tiefer Brunnen. Mit einer Leiter musste einer in den Brunnen steigen und mit einem Blecheimer das Wasser schöpfen. Ein anderer musste den Eimer von oben mit einem Strick hochziehen. Der, der unten war, wurde vom Spritzwasser nass. Oben herrschten 20 bis 30 Grad Minustemperaturen und so gefroren die Kleider zu einem Eispanzer. Wir mussten natürlich auch jeden Tag zur Arbeit auf den Bahnhof.....

Eines Tages, am Heimweg von der Arbeit, sahen wir in einem Hof einen Strohhaufen. Darunter waren Kartoffeln eingelagert. Jeder von uns griff hinein und steckte sich einige Kartoffeln in die Tasche. Unsere Bewacher sahen weg, aber wir wurden von anderen hier stationierten Soldaten gesehen und festgehalten. Nun begann ein Verhandeln und Streiten zwischen unseren Bewachern und den Soldaten des Standorts. Nach langem Hin und Her gelang es uns loszukommen, und man brachte uns nach Hause ins Lager. Der Vorfall wurde der Lagerleitung gemeldet. Wir Diebe

mussten uns in einer Reihe aufstellen und wurden mit einem Prügel geschlagen. Einige hatten die Arme gebrochen. Auch durften wir nicht mehr in unsere Unterkunft und mussten im Freien übernachten. Draußen war eine große Kälte. Ein höherer Offizier sah uns und befreite uns von dieser Strafe. So konnten wir wieder in unsere Schlafräume zurück kehren. In diesem Lager waren auch deutsche Offiziere. Sie hatten geheizte Zimmer mit Betten, bekamen besseres Essen und sogar Zigaretten. Warum macht man diese Unterschiede? Wir haben doch nicht mehr verbrochen als diese.

Einmal am Tage bekamen wir eine warme Wassersuppe. Wenn wir Glück hatten, bekamen wir von den Russen die Abfälle, wie zum Beispiel Fischköpfe und Gräten. Eines Tages wurde das ganze Lager ins Büro gerufen. Hier wurde jeder nach seinem Namen gefragt, denn es wurden jetzt Deutsche, Österreicher und Tschechen getrennt. Die Sudetendeutschen gaben als ihre Heimat die Tschechei an, denn sie sollten zuerst entlassen werden. Als einer den Namen Neumann angab, wurde er wieder mit Prügel zu den Deutschen gesteckt. Als ich dran war, hat man meinen Namen nicht beanstandet. Daher wurde ich zu denen gesteckt, die entlassen werden sollten.

Auch war eine Ärztin hier. Sie griff jedem an den Hintern, und wenn sie nur Haut und Knochen fühlte, durfte er auch zu denen, die entlassen werden sollten. Drei Wochen wurden wir auf die Folter gespannt. Immer wieder gingen wir zum Bahnhof, um Züge herzurichten, bei denen wir hofften, heimfahren zu dürfen, aber immer stiegen dann russische Soldaten ein und fuhren in die andere Richtung nach Osten.

Endlich kamen auch wir an die Reihe. Wir durften in einen Viehwaggon einsteigen. Vorher hatte ich glücklicherweise einen kleinen eisernen Ofen ergattert und etwas Brennholz dazu. Es war sehr kalt und der Ofen kam uns zugute. Wir waren viele Tage unterwegs. Wir durften an den Haltestellen den Zug nicht verlassen. Den Durst löschten wir mit Schnee. Als wir auf einem größeren Bahnhof hielten und am Nebengleis ein Güterzug stand, stiegen ein anderer Soldat und ich aus dem Zug verbotenerweise aus.

Wir passten den Moment ab, als die Posten nicht in unsere Richtung schauten. Wir öffneten eine Tür des uns gegenüberstehenden Waggon und sahen, dass Mehl geladen war. Wir riefen noch zwei Mann herbei und zogen einen Sack Mehl heraus, brachten ihn unter großer Vorsicht und Gefahr in unseren Waggon. Es war Rettung in großer Not. Wir hatten noch etwas Holz und machten ein Feuer an. Nun tauten wir Schnee auf, mischten Wasser mit Mehl zu einem Teig und buken den Teig auf der Ofenplatte. So bekam jeder von uns etwas zu essen. Im Gegensatz zu den anderen Waggonen, aus denen immer wieder verhungerte oder erfrorene Soldaten herausgeworfen wurden, überlebten bei uns alle.

Endlich kamen wir in Frankfurt an der Oder an. Wir wurden ausgeladen und ins Entlassungslager gebracht. Da kamen wir spät am Abend an. Eine Frau, die in der Lagerküche beschäftigt war, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie sah, wie wir uns so zerlumpt und ausgehungert mit letzter Kraft dahinschleppten. Sie sagte, sie wolle uns noch schnell etwas Essen kochen, aber sie habe niemanden hier, der ihr helfen könnte. Ich bot mich an, ihr beim Kartoffeln schälen zu helfen. Ich ging mit ihr in die Lagerküche, und sie kochte uns eine Kartoffelsuppe.

Welch ein Glück, dass ich mit ihr in ein Gespräch kam, denn so erfuhr ich zum ersten Mal, dass alle Sudetendeutschen aus der Heimat vertrieben worden sind. Sie riet mir, nicht in die Tschechei

zu gehen, denn das wäre der sichere Tod. Alle, die in die Tschechei entlassen wurden, steckten die Tschechen ins Gefängnis, und in unserem Zustand würde dies keiner überleben! Am anderen Tag bekamen wir unseren Entlassungsschein und jeder musste seine Heimatadresse angeben. Da ich das nicht konnte, gab ich Brenzlau als Adresse an. Wir bekamen einen Fahrschein, wurden von den Russen bis zum Bahnhof begleitet und in die Freiheit entlassen.

Der russischen Gefangenschaft entronnen

Ich atmete tief auf, stieg in den Zug und fuhr nach Brenzlau als freier Mann. Ja frei, aber nicht zu Hause. In Brenzlau angekommen, ging ich ziellos durch die Stadt und wusste nicht wohin. Ich klopfte an eine Tür. Eine Frau machte mir auf und ließ mich herein. Diese Frau vermisste ihren Mann, er war Offizier an der Ostfront. Sie gab mir zu essen und bot mir auch ein Bad an. Welch *eine* Wonne! Hatte ich doch schon jahrelang keine Wanne mehr gesehen!

In Brenzlau war ein Flüchtlingslager für Vertriebene aus Oberschlesien. Dahin zu gehen, riet man mir. Die Leute waren im Tanzsaal eines Gasthauses untergebracht. Über 100 Vertriebene, Frauen, Kinder, Männer. Alle schliefen eng beieinander auf dem Fußboden. Manche konnten nicht einmal deutsch. So machte man mich zum Lagerleiter. Ich besorgte in der Stadt beim Sozialamt Lebensmittel für alle.

Die Vertriebenen wurden nach und nach auf die Dörfer nahe der polnischen Grenze verteilt. Hier wollte ich aber nicht bleiben, und so besorgte ich mir eine Fahrkarte nach Eberswalde. Da ich hier inzwischen beim Sozialamt bekannt war, bekam ich eine Bescheinigung, dass ich zu einem Transport nach Eberswalde gehöre. In Eberswalde konnte ich nur drei Tage bleiben. Ich erbettelte mir etwas Geld und kaufte mir eine Fahrkarte nach Berlin. Da ich wiederum keine Bescheinigung für Berlin hatte, schlich ich mich zu einem Güterzug und fuhr im Bremshäuschen nach Berlin. Am Stettiner Bahnhof stieg ich aus. Ich befand mich in der russischen Zone von Berlin. An der Bahnhofssperre kontrollierten russische Soldaten und so ging ich zur Bahnhofsmision.

Da bekam ich eine Tasse Tee und eine Scheibe Brot. Ich bat die Missionsschwester, mich durch einen Hinterausgang in die Stadt zu lassen, denn ich wollte in die englische Zone. Man zeigte mir den Weg und ich ging eine lange Straße entlang - links und rechts nur Schutthaufen. Am Ende der Straße sah ich rechts ein rotes Ziegelhaus, Da begann die englische Zone. Ich ging in das Haus, wurde hier entlaust und kam in das englische Gefangenenlager von Berlin. Drei Wochen war ich hier. Es gab nur wenig zu essen. Um uns das Essen aufzubessern, krochen wir unter dem Stacheldraht durch, um uns bei der Berliner Bevölkerung etwas zum Essen zu besorgen. Die Posten schauten weg, wenn wir unter dem Stacheldraht durchkrochen. Wir kamen alle wieder zurück, denn wo sollten wir hingehen? Dann wurden wir in einen Zug verladen, und wir fuhren mit den Engländern nach Westen. Unterwegs, noch in der russischen Zone, wurde der Zug von den Russen angehalten, denn sie wollten den Zug kontrollieren. Wir mussten uns auf den Boden legen, damit wir nicht gesehen wurden. Der Zug durfte nicht durchsucht werden, denn er war englisches Territorium. Nach langen Verhandlungen mit Berlin konnten wir weiterfahren. Spät am Abend kamen wir in Neustadt bei Lübeck an und kamen in ein großes englisches Gefangenenlager. Hier blieb ich nur drei Tage. Man entließ mich endlich in die Freiheit, denn man sagte zu mir "Ich hätte nun genug gebüßt in Russland". Man nahm mir meinen russischen Entlassungsschein ab und auch alles, was ich noch besaß. Ich hatte ja nichts mehr, außer zwei Fotos, die ich durch die ganze russische Gefangenschaft durchbrachte. Die nahmen mir die Engländer ab. Ich bekam einen englischen Entlassungsschein und war endlich ein freier Mensch!

Endlich in Freiheit

Ich fuhr nach Hamburg. Hier bekam ich Aufenthalt für drei Tage. Übernachtet habe ich in Hochbunkern. Hamburg lag in Schutt und Asche. Eine längere Aufenthaltsgenehmigung bekam man nur, wenn man eine zum Wiederaufbau wichtige Arbeit bekam. Als Weber bekam ich Arbeit in einer Textilfabrik, die Seesäcke für die Engländer machte. Ich bekam ein Bett in einer Baracke zugewiesen und eine Lebensmittelkarte für einen Monat. Da wir weiter nichts als das Bett hatten, mussten wir unsere wenigen Habseligkeiten unter dem Kopfkissen aufbewahren. So legte ich auch meine Lebensmittelkarte unters Kopfkissen, aber am anderen Tag war sie weg! Eine Ersatzkarte gab es nicht, nur einen Teller Suppe und eine Scheibe Brot. Zur gleichen Zeit musste ich ins Krankenhaus wegen einer eitrigen Leiste und operiert werden. Ich blieb eine Woche im Krankenhaus und bekam auch genug zu essen.

Zurück in der Fabrik, ging das Hungern wieder weiter. Am Sonntag nahm ich mein bisschen Geld, das ich mir verdient hatte, und fuhr mit dem Zug in die Lüneburger Heide, um mir bei den Bauern ein paar Kartoffeln zu kaufen oder zu erbetteln, um überleben zu können. Am Abend fuhr ich mit dem Zug wieder nach Hamburg zurück. Der Zug war voll von Hamsterern. Am Bahnhof in Hamburg nahmen uns die englischen Bahnpolizisten (=weiße Mäuse) wieder alles ab. So war ich mein Geld und meine Kartoffeln wieder los und das Hungern ging weiter.

Nun beschloss ich, Hamburg zu verlassen und mir in der Lüneburger Heide bei einem Bauern eine Arbeit zu suchen. In Oldendorf beim Bauern Köstner verdingte ich mich als Pferdeknecht. Ich versorgte zwei schöne Hannoveraner Pferde (4 bzw. 5 Jahre alt). Sie waren noch sehr feurig, und ich hatte große Freude an ihnen. Da ich sämtliche landwirtschaftlichen Arbeiten verrichten konnte, war ich sehr beliebt und hatte von nun an satt zu essen. Da hier viele Bauernhöfe ohne Männer waren, ergaben sich viele Möglichkeiten, irgendwo einzuheiraten.

Doch die Sehnsucht, meine Mutter und Geschwister zu finden, war zu groß. Schon in Hamburg versuchte ich über das Rote Kreuz, sie ausfindig machen zu lassen. Aus der Schweiz bekam ich eine Nachricht von einer Wachtlerin, die mich in der Suchliste des Roten Kreuzes fand und mir die Adresse meiner Schwester Loisi geben konnte.

Meine Schwester war früher einmal im Dienst bei dieser Familie, die eine Fabrik in Proßnitz besaßen. Nach der Vertreibung hatte diese Familie eine Bleibe in der Schweiz bei Bekannten gefunden. So erfuhr ich von meiner Schwester die Adresse meiner Mutter. Ich kündigte meinen Dienst und fuhr kurz vor Weihnachten nach Witzleshofen in Oberfranken zu meiner Mutter und meinen Brüdern. Mein Gepäck, das Wenige, darunter auch mein warmer Tarnanzug, der mich während meiner Gefangenschaft vor dem Erfrieren bewahrt hatte, gab ich als Reisegepäck auf, aber das kam nie an. Es wurde mir gestohlen! So war ich wieder einmal meine Habe los. Meine Mutter hatte ein kleines Stübchen zugewiesen bekommen, in das auch ich nun auch einzog. So fing ich wieder mit nichts an. Wir lebten weiter mit der Lebensmittelkarte.

Unsere gemeinsame Zeit in Witzleshofen

Meine Jugend ließ ich im Krieg und in der Kriegsgefangenschaft. Da ich noch nicht so gut tanzen konnte, besuchte ich in Gefrees einen Tanzkurs. Es war Faschingszeit, und so ging ich mit einem geborgten Anzug meines Onkels zum Tanz. Hier lernte ich meine Frau Inge kennen. Es war wohl

Liebe auf den ersten Blick. Sie stammt auch aus dem Sudetenland. Wir versuchten, uns so oft wie möglich zu treffen, gingen tanzen oder spazieren. Nachdem wir uns erst fünf Monate kannten, entschlossen wir uns schon zu heiraten.

Am 27 Juli 1947 fuhren wir in einer Hochzeitskutsche nach Gefrees. In der von der Stadt für katholische Vertriebene zur Verfügung gestellten Kapelle gaben wir uns das Ja-Wort. Mein Anzug war wiederum von meinem Onkel geborgt. Meine Braut Inge hatte sich ihr Brautkleid aus mitgebrachtem Tüll nähen lassen und schaute sehr schön aus.

Unser Hochzeitsessen war recht einfach: Zum Kaffee gab es einen von meiner Schwiegermutter selbstgebackenen Heidelbeerkuchen! Die Zutaten für den Kuchen waren nur schwer zu bekommen. Wir mussten die Bauern betteln, dass sie uns ein paar Eier und Mehl verkauften. Unsere Vermieterin erbarmte sich und schenkte uns zur Hochzeit einen Kartoffelsalat und Würstchen aus ihrer Fleischerei für das schlichte Abendessen!

Mit viel Mühe bekamen Inge und ich ein kleines 8 m² großes Zimmer, ohne Möbel und Ofen. In Schwarzenbach am Wald besorgte ich einen kleinen eisernen Ofen. Ich holte den Ofen mit dem Zug ab, und mit Mühe brachte ich ihn von Streitau nach Hause. Holz und Kohle gab es nicht zum Kauf und so ging ich in den Wald, um dürres Holz zu sammeln. Nun konnten wir auch Essen kochen, Suppe und Kartoffeln. Mehr hatten wir damals nicht. In Gefrees bekam ich eine Arbeit im Sägewerk. Es war schwere Arbeit bei 48 Pfennig Stundenlohn.

Hier bekam ich ein paar alte Bretter, die ich auf dem Rücken heimbrachte. Ein Fahrzeug für den Transport gab es nicht. Vier Holzklötzchen aus dem Wald, die Bretter darauf genagelt, ein Strohsack - fertig war unser erstes Möbelstück, unser Ehebett! Wir hatten beide darauf Platz. Durch diese Nähe ließ das erste Kind nicht lange auf sich warten. Einen Schrank habe ich mir auch selbst geschreinert. Mit 48 Pf. Stundenlohn kommt man nicht weit. So wechselte ich die Arbeitsstelle und ging mit meinem Schwiegervater Torf stechen. Hier hatte ich **eine** Reichsmark Stundenlohn, aber dafür noch schwerere Arbeit und 9 km zu Fuß zur Arbeitsstelle zu laufen. Auf dem Heimweg trug ich oft noch einen Rucksack voll Holz.

Ich wechselte nochmals die Arbeitsstelle und arbeitete nun in einem Steinbruch. Da bekam ich zwar nicht mehr Geld, aber musste nun nur noch 4 km weit zur Arbeitsstelle laufen. Die Firma machte bald darauf pleite, und dann fand ich in meinem erlernten Beruf in einer Textilfabrik Arbeit. Hier bekam ich zwar wieder nur 50 Pf. Stundenlohn, aber ich war in meinem Beruf tätig und musste nicht mehr im Freien arbeiten. Der Weg zur Arbeitsstelle in Streitau war nur noch 2 km weit.

Von nun an ging es uns langsam besser, denn ich konnte mir den Stoff für einen Anzug im Betrieb kaufen. Ein bekannter Schneider nähte mir meinen ersten Anzug. In meiner Freizeit ging ich zu den Bauern arbeiten. Ich bekam Kartoffeln und das Hungern hatte nun ein Ende. Unser erstes Kind Wolfgang kam zur Welt. Meine Frau Inge musste ihre Arbeitsstelle als Näherin aufgeben. Sie nähte die Bekleidung für Wolfgang selbst und strickte viel. Bald war unser zweites Kind unterwegs.

Obwohl wir immer noch mit einem Stundenlohn unter einer Reichsmark auskommen mussten, haben wir doch schon etwas gespart, zumal es ja noch nichts zum Kaufen gab. Jetzt kam die Währungsreform: Alles Gesparte und schwerverdiente Geld wurde entwertet. Wir bekamen nur

ein Kopfgeld von 40 DM ausgehändigt.

So fingen wir mit 120 DM ein neues Leben an. Zu kaufen gab es auf einmal alles, aber wir hatten kein Geld mehr. Da sich nun auch schon das zweite Kind ankündigte, wurde unsere Dachkammer zu klein, so bemühten wir uns um eine etwas größere Wohnung. Mit viel Mühe ist es mir gelungen, ein größeres Dachzimmer zu mieten. Diese winzige Wohnung hatte 18 m². Mit meinem selbst gezimmerten Bett und Schrank, unserem Ofen und einem inzwischen erworbenen Kinderbett zogen wir um.

In dieser Dachkammer kam das zweite Kind zur Welt. Reinhard kam nicht ohne Komplikationen. Wir mussten einen Arzt holen, und Inge musste auf dem Küchentisch ohne Narkose genäht werden. Dabei hielt ich sie mit zwei Nachbarinnen fest. Wir hatten an unseren beiden Buben große Freude.

Dann entschloss ich mich, die Textilfachschule in Münchberg zu besuchen. Wir lebten das halbe Jahr vom Geld, das uns mein Schwiegervater Georg borgte. Ich machte den Abschluss als Textiltechniker mit "gut". Ich hatte als einziger Volksschulabschluss, die anderen hatten Abitur. Leider bekam ich keine Stelle als Webereitechniker. Dafür hätte ich nämlich zuvor ein unbezahltes Praktikum ableisten müssen. Da ich inzwischen eine Familie ernähren musste, konnte ich dieses Praktikum nicht machen.

Mein älterer Sohn Wolfgang besuchte im Schuljahr 1954/55 die erste Klasse der einklassigen Volksschule in Witzleshofen. Kurz danach baute mein Schwiegervater ein Haus am Eichberg in Untersteinach. Jedes Wochenende fuhr ich mit dem Fahrrad, später mit einem Motorrad die etwa 25 km von Witzleshofen zur Baustelle. Hier grub ich mit Pickel und Schaufel den Grund für die Fundamente aus. Unter einer dünnen Ackerkrume gab es fast nur massiven Fels aus Kalkstein. Aus diesen Steinen errichtete ich Mauern zur Befestigung des Hanggrundstücks. Es war schwere Arbeit.

Der Tag des Umzuges in das noch nicht ganz fertige Haus war der erste Schultag meines jüngeren Sohnes Reinhard. Wegen des Umzugs musste ich mir eine neue Arbeitsstelle suchen, die Weberei Hässler in Kulmbach. Dort arbeitete ich viele Jahre im Akkord, wobei ich zunächst arbeitstäglich den Zug nach Kulmbach benutzen musste. 1965 konnte ich mir ein gebrauchtes Auto kaufen. Die letzten Jahre bis zum Jahr 1970 war ich dann als Warenschauer beschäftigt. Nach meinem Wechsel zur Textilfabrik Kneitz in Wirsberg war ich weiterhin in der Warenkontrolle tätig.

Im Jahr 1960 wurde ich zum dritten Mal Vater mit meiner Tochter Gislinde. Meine Söhne besuchten nach der Volksschule das Gymnasium und machten in den Jahren 1967 bzw. 1968 das Abitur. Danach studierten sie in Erlangen. Mein Sohn Reinhard war nach seinem Referendariat 37 Jahre lang am Gymnasium Burgkunstadt tätig und ging im Jahre 2013 in den Ruhestand.

Wolfgang war von 1958 bis 1965 Schüler am Musikgymnasium der Regensburger Domspatzen. Er war nicht nur ein erfolgreicher Chorsänger, sondern auch solistisch tätig. Wolfgang arbeitete danach jahrzehntelang in Bühl (Baden) an einem beruflichen Gymnasium. Gislinde besuchte das Caspar-Vischer-Gymnasium in Kulmbach, legte dort ebenfalls sehr erfolgreich das Abitur ab und studierte später Latein und Französisch in Erlangen. Als angestellte Lehrerin arbeitet sie bis heute in diesen Fächern an einem musischen Gymnasium in Bayreuth. Im Jahre 1985 ging ich in Rente,

nachdem ich bis dahin keinen einzigen Tag arbeitslos war.

Als mein Schwiegervater Georg Trepesch, der von 1956 an bis zu seinem Tode Obmann der Sudetendeutschen Landsmannschaft der Ortsgruppe in Untersteinach war, im Jahre 1971 verstarb, leitete mein Nachbar Herr Pinkatschek diese Ortsgruppe für einige Jahre. Danach habe ich mich als Obmann der Ortsgruppe in Untersteinach für die Sudetendeutsche Landsmannschaft aktiv eingebracht, denn meine alte Heimat liegt mir und meiner Frau Inge sehr am Herzen.

Über 30 Jahre lang sammelte ich Mitgliedsbeiträge ein, machte Geburtstagsbesuche und legte Gebinde bei Beerdigungen von Mitgliedern des Ortsverbandes nieder. Außerdem organisierte ich im Dezember jeden Jahres eine Weihnachtsfeier für den Ortsverein und nach dem Tode meines geschätzten Kollegen Kutzer (Kulmbach) auch auf Kreisebene. Dabei wurde ich bei der musikalischen Ausgestaltung von meinen Enkeln Jürgen und Alexander und später insbesondere von meiner Tochter Gislinde unterstützt. Mein Enkel Jürgen begleitete auf dem Keyboard viele Jahre lang die von den Mitgliedern der Landsmannschaft gesungenen Weihnachtslieder, solange er noch in erreichbarer Nähe wohnte. Mein Sohn Reinhard kümmerte sich um die Einladungen für die Mitglieder des Ortsverbandes, die kirchlichen und politischen Amtsträger und die Obmänner der umliegenden Gemeinden. Als dann altersbedingt vor wenigen Jahren meine Kräfte nachließen, wurde ich besonders vom Bezirksobmann Herrn Markus tatkräftig unterstützt.

Von Schicksalsschlägen blieb ich nicht verschont: Meine Frau Inge erlitt vor etwa 20 Jahren eine Gehirnblutung, von der sie sich nie mehr so richtig erholte. Die Aphasie bildeten sich zwar zurück, aber sie bekam später noch einige Schlaganfälle, die sie immer stärker beeinträchtigten. Bei noch relativ guter Gesundheit konnten wir im Jahr 1997 unsere Goldene Hochzeit im Garten feiern. Der gemischte Chor von Untersteinach war zu Besuch und brachte ein Ständchen dar.

Im Jahre 2007 hat Gott uns Eheleuten die Gnade geschenkt, unsere diamantene Hochzeit feiern zu dürfen. Kurz danach erlitt Inge einen weiteren schweren Schlaganfall: Sie konnte fortan nicht mehr laufen und wurde pflegebedürftig. Im Alten- und Pflegeheim der Caritas in Stadtsteinach wurde sie nun sieben Jahre lang gepflegt. Dort fand auch die Feier zur eisernen Hochzeit (65 Jahre) statt. Kurz darauf verschlechterte sich Inge Gesundheitszustand noch mehr. Sie konnte nicht mehr schlucken und nicht mehr sprechen. Deshalb muss sie seither künstlich mit einer Magensonde ernährt werden.

Ich kann auf ein bewegtes Leben zurückblicken. Mir wurden vier Enkel geschenkt, Jürgen (* 1972), Alexander (* 1973), Verena (* 1982) und Annabell (* 1983). Reinhard heiratete 1971 Hanna Eifler, Wolfgang 1977 Elke Hambach. Gislinde heiratete Rolf Namer im Jahr 1991, wurde aber tragischerweise bereits 2004 in jungen Jahren Witwe. Außerdem darf ich mich an vier Urenkeln erfreuen.

Diesen Rückblick auf mein Leben widme ich besonders meiner Frau Ingeborg, mit der ich nunmehr seit 69 Jahren verheiratet bin.

Josef Schuster